

KARL ROTTENSCHLAGER

Der Traum von Emmaus

Ein Leben für
haftentlassene
und benachteiligte
Menschen



TYROLIA

Eine Biographie
von Karl Vogd

Karl Vogd

KARL ROTTENSCHLAGER

Der
Traum
von
Emmaus

**Ein Leben für haftentlassene
und benachteiligte Menschen**

Tyrolia-Verlag • Innsbruck-Wien

Inhalt

Vorwort von Prälat Mag. Maximilian Fürnsinn	6
I. Start im Glasscherbenviertel	9
San Masseo	11
Wohnen mit Ausgegrenzten	13
II. Kindheit	15
Wie der Krieg nachwirkt	15
Das Paradies auf dem Bauernhof	22
Ein wissbegieriger Bub	29
III. In der Klosterschule	35
Aufbruch in ein anderes Land	35
Behauptung im Rudel	37
Große Tradition und strenge Regeln	40
Eine neue Generation von Lehrern	46
IV. Im Priesterseminar	56
Wirtschaftsstudium oder doch Priesterseminar?	56
Klerikale Ausbildung in der Industriestadt	58
Die Rebellion der Seminaristen	60
Das Zweite Vatikanische Konzil – eine prägende Erfahrung	65
Die „Ostfahrten“	69
1968 und die Folgen	75
Kein Dienst in der Wortverkündigung	79
V. Lehrjahre in Wien	83
Ausbildung zum Sozialarbeiter	83

Inmitten des Reformwindes	87
Sozialarbeiter auf dem Jugendamt	89
VI. Am sozialen Kältepol des Landes	94
Afrika an der Donau	94
Eintauchen in die Welt des Strafvollzugs	116
Die Not der Gefangenen	121
Durchlöchern der Gefängnismauern	127
Lobbyarbeit für Reformen und ihre Grenzen	131
Fehlende Hilfe für Haftentlassene	135
Abrechnung mit dem System Strafvollzug	140
VII. Der Traum von Emmaus	147
Hilfe von vielen Seiten	147
Modell Emmaus	154
Franz F.	161
Adi L.	164
Zellteilung	169
Zielgruppe Obdachlose	174
Vom Pionierprojekt zum professionellen Hilfsunternehmen	179
Ein Garten für verwundete Seelen	183
Ins neue Jahrtausend	186
Brot und Rosen – Hilfe für wohnungslose Frauen . . .	187
Angebote für Jugendliche am Rand	190
Schrittweiser Rückzug aus der ersten Reihe	193
Das Erbe des Emmausgründers	195
Epilog	198
Dank	203
Anmerkungen	205
Anhang	209

Vorwort

Wir werden den Weg geführt, den wir gewählt haben!

Einen solchen Weg ist Charly Rottenschlager gegangen und geführt worden. Das vorliegende Buch vertieft und personifiziert dieses Wort. Dafür bin ich Zeuge und Freund. (Deshalb darf ich auch „Charly“ sagen.)

Dieses Buch ist mehr als eine Biografie. Es zeichnet nicht nur ein Leben nach, sondern zeigt einen Weg, der zur Entstehung eines beeindruckenden Werkes führte. Charly kommt aus einer einfachen Mostviertler Familie, besucht das Gymnasium Seitenstetten, tritt in das Priesterseminar ein und wird schließlich Sozialarbeiter. Zunächst auf dem Jugendamt und dann an einem besonders herausfordernden Ort – der Justizanstalt Stein.

An einer Wegkreuzung seines Lebens entscheidet er sich für die Gründung der Emmaugemeinschaft, die zum „Modell Emmaus“ geworden ist.

Wie gelingt so etwas?

Woher kommt dazu die Kraft?

Hinter diesem „Emmaus“ steht eine Kraft, die aus einem Ruf kommt! Diesen persönlichen Ruf hat Charly gehört und beantwortet, gespürt und ihm Raum gegeben. Es ist ein Ruf, der „grenzenlos frei macht“, der über Ränder hinausreicht. Dieser Ruf ist die Quelle von „Emmaus“ geworden. In allen entscheidenden Lebensschritten hat Charly Rottenschlager sich konse-

quent an Jesus Christus ausgerichtet. Er hat Jesu Botschaft von Erbarmen und Barmherzigkeit durch sein Leben übersetzt und bezeugt. Das ist seine Mitte.

Sein persönlicher Lebensweg war in die Entwicklungen der Kirche des Zweiten Vatikanischen Konzils eingebettet, wo man neue Formen des Dienstes für das Zusammenleben und der gesellschaftlichen Verantwortung gesucht hat. Das hat Charly Rottenschlager verstanden. In seiner Person hat er mit „Emmaus“ ein Stück Transformation der Kirche bewirkt. „Emmaus“ ist ein Wegweiser. Ich halte das für einen prophetischen Dienst und für einen gewissen Protest gegen ein etabliertes Christentum (diesen zweiten Halbsatz würde Charly nie zulassen). Ein überzeugendes Leben zieht an. Eine inspirierende Liebe breitet sich aus.

Der Weg nach „Emmaus“ in St. Pölten ist vor vielen Jahren begonnen worden. Ich glaube, dass der Herr – so wie damals – mitgeht, die Herzen brennend macht und sich berühren lässt!

In allen Phasen seines Lebens war Charly Rottenschlager wach und daheim, wenn der Herr anklopfte!

Danke, Charly!

*Prälat Mag. Maximilian Fürnsinn
em. Propst des Stiftes Herzogenburg*

I. Start im Glasscherbenviertel

Das niedrige, langgestreckte Gebäude stand unweit der Glanzstoff-Fabrik. Es hatte offensichtlich schon bessere Tage gesehen. Die ausgebleichte gelbe Fassade war fleckig, an einigen Stellen war der Verputz herabgefallen. Auf den Fenstern lag eine dicke Staubschicht. Offensichtlich war das Haus seit längerer Zeit unbewohnt: *Als ich in den Hof hineinschaute, sah ich meterhohe Brennnesseln*, erinnert sich Karl Rottenschlager an den Moment, als er das Haus, in dem das Emmaus-Experiment begann, das erste Mal erblickte.

Das einst schmucke Haus hatte früher eine Pferdefleischerei beherbergt. Der St. Pöltner Pfarrer Alfred Weixelberger schlug es am Pfingstmontag des Jahres 1982 Karl Rottenschlager als Ort für sein Sozialprojekt mit Haftentlassenen vor: „Ich weiß ein Haus in der Herzogenburger Straße. Ich bin überzeugt, dass ihr dort – im ehemaligen Glasscherbenviertel – mit der Nachbarschaft kein Problem haben werdet.“¹

Über Jahrzehnte war das Gebäude ein Fels von Stabilität und Ordnung in dem armen Viertel gewesen. Der Norden St. Pöltens hatte keinen guten Ruf. Nicht nur wegen der nach faulen Eiern riechenden Luft, für die Schwefelwasserstoffemissionen der Glanzstoff-Fabrik verantwortlich waren. In die Gegend im Norden der Stadt waren seit mehr als einem halben Jahrhundert immer wieder neue Wellen von Bedürftigen und Entwurzelten gekommen: Arbeitslose und Ausgesteuerte nach dem Ersten

Weltkrieg, Ausgebombte auf der Suche nach einem Dach über dem Kopf während des Zweiten Weltkrieges. Sie fanden in den Baracken entlang der Herzogenburger Straße eine notdürftige Unterkunft. Die Stadtbevölkerung wollte mit dem „Bretteldorf“ im Norden möglichst wenig zu tun haben. „Die Gegend um die Herzogenburger Straße Richtung Mühlbach wirkt 1955 trostlos und wird vom Großteil der Bevölkerung gemieden. Hunderte Familien haben in 14 gemeindeeigenen Baracken ein Dach über dem Kopf gefunden. Sie hausen in Wehrmachtsbaracken, die zum Teil noch aus dem Ersten Weltkrieg stammen“,² schreibt die Historikerin Elisabeth Linhart.

Wie sich bald herausstellte, war die ehemalige Pferdefleischerei aber durchaus geeignet für Rottenschlagers Projekt. Einige Zimmer waren bewohnbar, auch eine Küche und ein WC waren vorhanden. Hinter dem Gebäude erstreckte sich ein Garten mit Obstbäumen. Noch weiter hinten standen die Stallungen der Fleischhauerei. Das alles ließ sich vielleicht nutzen. Zuerst einmal mussten aber die Spuren der Verwilderung beseitigt werden. Das erledigte Rottenschlager mit zwei Helfern am folgenden Wochenende. Karl Höllerer, sein Studienkollege aus dem Priesterseminar, und dessen Wirtschafterin Johanna Pfaffenbichler rückten den Brennnesseln mit der Sense zu Leibe, während Rottenschlager das Buschwerk rodete. Als sie sich nach zwei schweißtreibenden Tagen umsahen, waren sie überrascht von der Größe des Anwesens.

Zufrieden mit dem Erreichten brach Rottenschlager mit Höllerer und seinem Freund Thomas Höfer im Sommer zu einem Urlaub nach Italien auf. Er wollte dort Kraft tanken, Ideen sammeln und ein Konzept für sein Projekt entwickeln.

San Masseo

Nach zwei Wochen auf Elba fuhren Rottenschlager und Höllerer nach Assisi. Dort interessierte sie besonders ein Reformprojekt, das ein innovativer Franziskaner im Jahr 1978 begonnen hatte. Fra Bernardino Greco wollte nicht nur schöne Geschichten von Franziskus erzählen, sondern hatte Größeres im Sinn: Er wollte den Weg des „Aussteigers“ und Ordensgründers wiederbeleben. Wie einst Franziskus im 12. Jahrhundert begann er mit der Renovierung eines verfallenen Gebäudes. Etwas unterhalb der von Franziskus wiederaufgebauten Kirche San Damiano entdeckte er die Ruine eines Bauernhofes, an den sich eine kleine Kapelle mit einer uralten Krypta anschloss. San Masseo, so hieß das Anwesen, war bei einem Erdbeben im 19. Jahrhundert schwer beschädigt und nicht wieder aufgebaut worden.

Bernardino hatte in Deutschland Theologie studiert und sprach sehr gut Deutsch. Über das Netzwerk des Franziskanerordens lud er junge Leute aus Deutschland, Österreich und der Schweiz ein, bei ihm die Ferien als „Gastarbeiter“ zu verbringen und bei der Renovierung von San Masseo zu helfen.

Auf dem Programm stand körperliche Arbeit in einer natürlichen Umgebung, unterbrochen von Zeiten der Stille und des Gebets. Der Tag begann früh um sieben Uhr morgens. Philosophiestudenten griffen dann zu Hammer und Meißel, um die uralten Steinmauern auszubessern. Angehende Lehrer nahmen eine Schaufel in die Hand und räumten den Bauschutt unter den Gerüsten weg. An den Nachmittagen tauschten die jungen Leute – unter einem Baum sitzend – Erfahrungen aus und reflektierten ihren Alltag anhand von Texten aus der Bibel und der Friedensbewegung. Der Höhepunkt des Tages war das gemeinsame Essen am Abend, bei dem alle an einer großen Tafel saßen und sich

das mit Lebensmitteln aus eigener Produktion gekochte Essen schmecken ließen.

Bernardino sah San Masseo als eine Übungsstation für Glauben und Leben. Jeder – unabhängig von Weltanschauung oder Bildungsgrad – konnte daran teilnehmen. Entscheidend war nur die Bereitschaft zum Mitmachen. San Masseo sollte inspirieren und demonstrieren, dass Umkehr auch in unserer Zeit möglich ist. Man wollte den Sonnengesang des Franziskus nicht nur singen – man wollte ihn leben.

Ein paar Tage in San Masseo mitleben und das Experiment kennen lernen wollten auch Rottenschlager und Höllerer. Tagsüber arbeiteten sie bei der Renovierung mit. *Es gab damals das Problem einer durch Schmutzwasser verunreinigten Quelle. Wir haben uns dafür gemeldet, die Ursache herauszufinden, was uns dann auch gelungen ist. Diese Suche hatte für mich etwas Symbolisches.* Auch bei den gemeinsamen Mahlzeiten am Abend waren sie dabei.

Der Aufenthalt in San Masseo bestärkte Rottenschlager in seinem Vorhaben, Haftentlassenen in einer kleinen, familienähnlichen Struktur eine neue Chance zu geben. Hier wurde bewiesen, dass das von ihm Erträumte – miteinander leben und arbeiten – tatsächlich möglich war. Hier erlebte er mit, dass man Menschen für einen Neuanfang gewinnen konnte. Hier sah er ein praxistaugliches Modell. Er entwickelte daraus schrittweise ein eigenes Konzept. Höllerer erinnert sich, wie Rottenschlager jeden Tag am Entwurf arbeitete. „Am Abend hat er mir dann das Geschriebene gezeigt. Dann hat er das Papier wieder zerrissen und am nächsten Tag von Neuem angefangen.“ Ein Schlüsselement war – neben der Gastfreundschaft – die gemeinsame Arbeit. San Masseo machte deutlich, dass gemeinsame Arbeit Menschen zueinander führen kann, auch wenn sie sich sozial oder weltanschaulich unterscheiden. Manuelle Arbeit kann auch dabei helfen, schlum-

mernde eigene Fähigkeiten zu entdecken und Selbstbewusstsein zu entwickeln. Manches war hier allerdings anders. Rottenschlager würde keine Studenten oder gut ausgebildete junge Menschen beherbergen. Seine Gäste würden vom Leben Geschlagene sein, schuldig Gewordene und Verzweifelte. Menschen, die nie die Wärme einer Familie erlebt hatten. Menschen, mit denen eigentlich niemand etwas zu tun haben wollte.

Ihnen wollte er Unterkunft und Verpflegung anbieten und ihnen bei der Suche nach einem Arbeitsplatz unter die Arme greifen. Damit das gelingen konnte, mussten sie zuerst einmal Gastfreundschaft erleben. Sie sollten nicht als Klienten, sondern als Gäste angesehen werden. Das andere Kernelement war Arbeit. Die Bereitschaft mitzuarbeiten, war die Voraussetzung, um in diese „Gebets-, Arbeits- und Lebensgemeinschaft“ aufgenommen zu werden.³ Inspiriert und zuversichtlich kehrten Rottenschlager und Höllerer nach Österreich zurück.

Wohnen mit Ausgegrenzten

Bevor Ende August die ersten Gäste einzogen, übersiedelte Rottenschlager selbst in das Haus. Als er ganz allein in dem desolaten Gebäude wohnte, erlebte er einen Moment intensiven Zweifels: *Ich bekam es mit der Angst zu tun. Ich ahnte, dass ich mich auf ein Experiment eingelassen hatte, das ziemlich gewagt, ja möglicherweise völlig unvernünftig war. Für einen Moment erkannte ich die scheinbare Übermacht des Bösen.* Er fragte sich, ob er wirklich imstande war, es mit dieser Macht aufzunehmen. Neun Jahre Sozialarbeit im Gefängnis hatten ihm einen nüchternen Blick auf die „Unterwelt“ vermittelt. Er wusste um die Sogwirkung und Destruktivität des Milieus. *In meiner Angst kniete*

ich nieder und schrie zu Gott: „Jesus, hilf, sonst gebe ich wirklich auf!“ Die Antwort im Gebet war unmissverständlich: „Hab’ keine Angst. Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter euch. Mit mir – mit dem Auferstandenen in eurer Mitte – werdet ihr stärker sein als alles Böse.“⁴

Im September nahm Rottenschlager den ersten Gast auf. Es war Günther aus dem Waldviertel. Ihm war der Alkohol zum Verhängnis geworden. Er hatte den Arbeitsplatz verloren und seine Partnerschaft war in Brüche gegangen. Am Ende war er obdachlos. Ihm folgten drei weitere junge Männer: Hans, Kurt und Toni. Sie waren zwischen 17 und 30 Jahre alt und hatten bereits Gefängnis- und Psychiatrieaufenthalte hinter sich. Dass sie um Aufnahme ersuchten, sah Rottenschlager als Zeichen: *Als Christ spürte ich, dass mir Gott selbst diese Menschen schickt.*⁵

Das erste Jahr wurde zu einem Versuch, mit Ausgegrenzten zu leben. *Ich war mir ja gar nicht sicher, ob ich dieses Milieu überhaupt aushalte. Es war fragil und manchmal auch chaotisch. Von der Umsetzung meines Konzeptes war ich meilenweit entfernt.* Rottenschlager machte Räume bewohnbar, versuchte die Küche wieder benutzbar zu machen und organisierte Lebensmittel. Die härteste Arbeit war das Tiefergraben des Kellers, damit dort eine Heizung Platz finden konnte.

Vor allem musste er einen Weg finden, seine Gäste zur Mitarbeit zu bewegen. Als er sich wieder einmal den Kopf darüber zerbrach, fielen ihm plötzlich die Diensthofen auf dem Hof seiner Großeltern ein. Die hatten damals, in den Notzeiten nach dem Zweiten Weltkrieg, für Kost und Quartier und „Zigaretten-geld“ gearbeitet. Genau dasselbe bot er nun seinen Mitbewohnern an: Sie erhielten von ihm Quartier, Verpflegung und nach jedem Arbeitstag ein Taschengeld. Für diese Auslagen verwendete er sein Gehalt als Sozialarbeiter.

II. Kindheit

Wie der Krieg nachwirkt

Der Palmsonntag des Jahres 1944 war der erste schöne Frühlingstag nach einem langen kalten Winter. In der Kirche des Mostviertler Dorfes Behamberg waren bei der Sonntagsmesse die Bänke gefüllt bis auf den letzten Platz. Die Menschen suchten Trost in der finsternen Zeit des verheerenden Krieges, der seit viereinhalb Jahren wütete. Die Sonntagsmesse besucht hatten auch Jakob und Anna Burgholzer, die Besitzer des Mayerhofergutes. Sie waren schon wieder daheim, als um elf Uhr die Sirenen heulten und einen Bombenangriff ankündigten. Sofort eilte alles hinaus in den Mostkeller. Unter dem Gewölbe, das sich unter der Böschung weit hinein in das Erdreich erstreckte, hoffte man, vor dem tödlichen Bombenhagel geschützt zu sein.

Dabei hatten es die 450 amerikanischen Bombenflugzeuge, die immer näherkamen, gar nicht auf die Behamberger Bauernhöfe abgesehen.⁶ Ihr Ziel waren die Fabriken in der sieben Kilometer entfernten Industriestadt Steyr. Die Bomben sollten auf die Werkshallen niedergehen, in denen tausende Menschen unter Hochdruck Flugzeugmotoren, Geländewagen und Raupenschlepper für die deutsche Wehrmacht produzierten.

Um die kriegswichtigen Anlagen vor Angriffen zu schützen, hatte man rund um Steyr einen Ring aus Flugabwehrkanonen errichtet. Damit den Besatzungen der feindlichen Flugzeuge auch

die Sicht auf ihre Ziele genommen war, wurde zusätzlich vor jedem Angriff künstlicher Nebel erzeugt. Die Behamberger waren sofort in die Keller geflüchtet, weil im Ort eine FLAK-Station stand. Diese würde mit Sicherheit bombardiert.⁷

Der Krieg hatte in das Leben von Jakob und Anna Burgholzer aber schon lange vorher eingegriffen. Drei ihrer Söhne waren eingezogen worden. Zwei waren zu diesem Zeitpunkt bereits tot. Der eine kam im Norden – bei der Belagerung von Leningrad – ums Leben. Der andere war im Süden – beim Angriff auf die Stadt Sewastopol auf der Halbinsel Krim – gefallen. Der dritte Sohn des Ehepaars, Karl, war noch am Leben und kämpfte mit seiner Einheit gegen die vorrückende Rote Armee.

Im Mostkeller mit ihren Eltern befand sich auch ihre hochschwangere Tochter Anna. Geboren im Jahr 1915 war sie in den zwanziger Jahren in die Schule gegangen. Dort hatte es ihr gefallen. Sie hatte sich mit dem Lernen leichtgetan und gute Noten erhalten. Am liebsten wäre sie selbst Lehrerin geworden. Das war damals eine utopische Ambition. Eine Ausbildung war für Mädchen aus Bauernfamilien nicht vorgesehen. Höhere Bildung schon gar nicht.

Es gab für Töchter aus Bauernfamilien damals nur wenige Optionen: Entweder sie heirateten einen Bauern und wurden damit zu Mitbesitzerinnen eines eigenen Hofes. Die andere Option war Diensthöflichkeit: als Magd auf einem Bauernhof oder als Köchin oder Dienstmädchen in einem städtischen Haushalt. Es gab noch eine dritte Möglichkeit. Man konnte – gemeinsam mit einem Ehepartner – versuchen, selbst einen kleinen Hof zu erwerben.

Diese Option hatte die Tochter des Ehepaars Burgholzer im Kopf gehabt, als sie in den dreißiger Jahren einem attraktiven jungen Mann aus der Gegend begegnete: Karl Rottenschlager – dem Vater des späteren Emmausgründers. Der sympathische

Mann mit dem fröhlichen Wesen war sechs Jahre älter als sie. Auch er war nicht gewillt, sich mit der erstbesten Option abzufinden, die das Schicksal für ihn bereit zu haben schien.

Karl Rottenschlager kam 1909 in der Nachbargemeinde Haidershofen als Kind der Bauerntochter Maria Rottenschlager auf die Welt. Warum seine Mutter den Kindesvater, den Bauernsohn Johann Adelberger, nicht geheiratet hat, ist nicht klar. Drei Jahre nach der Geburt ihres Sohnes heiratete Maria Rottenschlager einen anderen Mann, den Landwirt Franz Kappl. Sie nahm ihren Sohn mit auf den Hof ihres Ehemanns. Gravierend verändert wurde die Situation des zehnjährigen Karl Rottenschlager, als seine Mutter im Jahr 1919 an der Spanischen Grippe starb. Der Stiefvater heiratete neuerlich und hatte mit der zweiten Frau auch mehrere Kinder.

Offenbar fühlte sich Karl Rottenschlager der Familie, für die er hinsichtlich der Abstammung ein Fremder war, nicht mehr zugehörig. Denn er trat 1925 als Knecht in den Dienst seines Onkels Karl Adelberger. Dieser war Besitzer eines großen Bauernhofes in Behamberg. Dort war Karl Rottenschlager als Rossknecht für die Pferde zuständig. Er wollte aber nicht zeitlebens als Knecht arbeiten und hielt Ausschau nach Aufstiegsmöglichkeiten, die einem jungen Mann bäuerlicher Herkunft – der weder Berufs- noch weitere Schulausbildung vorweisen konnte – zur Verfügung standen. Er trat 1932 in den Dienst des österreichischen Bundesheeres und wurde im März 1933 in der Kaserne Krems stationiert. Der neue Dienstgeber bot ihm die Möglichkeit, den Hauptschulabschluss nachzuholen. Außerdem absolvierte er einen Ausbildungskurs für Maschineschreiben und erlernte auch Kurzschrift. Nach dem „Anschluss“ an Deutschland wurde er im März 1938 in die deutsche Armee übernommen. Dort ging für Karl Rottenschlager die Phase des beruflichen Auf-

stieges weiter. Weil er mit Pferden gut umgehen konnte, wurde er als Reitlehrer nach Hannover versetzt. Er hatte die Aufgabe, Turnierpferde zu trainieren, und war dann auch bei zahlreichen Reitturnieren dabei.

Im August 1942 heiratete er in Behamberg Anna Burgholzer. Schmiedemeister Alois Kutsam war damals Augenzeuge der Hochzeitszeremonie. Er bewunderte den Bräutigam in seiner prächtigen Uniform mit den blitzenden Kragenspiegeln und dem umgeschnallten Säbel, der in der Sonne glänzte: „Für mich als halbwüchsigen Buben, der außer dem eigenen Dorf nichts kannte, war das eine unerreichbare Welt.“

Der Bräutigam hatte als Soldat an der Front allerdings bereits die düstere Realität kennen gelernt, die sich hinter dem Glanz der Uniformen verbarg. Er hatte an den Feldzügen in Polen und in Frankreich teilgenommen und auch den Krieg in Russland von Beginn an miterlebt. Dass er im Dienst eines Terrorregimes stand, begann er zu ahnen, als alle Soldaten einen persönlichen Treueeid auf Hitler leisten mussten.

Gleich nachdem das leise Brummen der Bomber zu hören war, begannen die Flugabwehrgeschütze zu feuern. Der aus Eisenfässern aufgestiegene Rauch hatte bereits die Waffenfabriken in Steyr eingehüllt. Dann kam auf einmal Westwind auf und trieb die Nebelschwaden von Steyr weg nach Osten – Richtung Kleinraming und Behamberg. Die Bomberbesatzungen, die davon ausgingen, dass sich unter dem Nebel die Fabrikanlagen befanden, wurden irritiert und warfen Bomben auf gar nicht vorgesehene Ziele ab. In dieser ersten Angriffswelle bekam Behamberg einen großen Teil der Bombentreffer ab. Und auch die FLAK-Station auf dem Wachtberg wurde heftig bombardiert. Der Angriff forderte in Behamberg 46 Tote. Der größte Teil waren rus-

sische Kriegsgefangene, die ungeschützt in einer Menschenkette Granaten aus dem Munitionsbunker zu den FLAK-Geschützen weiterreichen mussten.⁸

Als sich der künstliche Nebel ein wenig lichtete, nahmen die Bomber in der nächsten Angriffswelle die Waffenfabriken ins Visier. Dabei wurde das Wälzlagerwerk zum größten Teil zerstört. Und auch das Hauptwerk in Steyr wurde bei diesem letzten großen Luftangriff auf die Stadt erheblich beschädigt.

Den im Mostkeller ausharrenden Menschen hatte der Angriff nichts anhaben können. Trotzdem kam es auch hier zu einem Toten. Anna Rottenschlager erwartete die Geburt ihres ersten Kindes und hatte deswegen an diesem Morgen eine Hebamme verständigt, die sich während des Bombenangriffs auch im Keller befand. Allerdings hatte diese keine Wehen auslösenden Injektionen zur Verfügung. Aus Angst vor den Bomben wagte sich niemand aus dem Keller, um den Gemeindefeldarzt zu holen. Die schwierige Geburt zog sich in die Länge. Das neugeborene Kind, ein Bub, starb der Hebamme unter den Händen. *Für meine Mutter war das eine traumatisierende Erfahrung. Diese hat sie genauso geprägt wie der Tod ihrer beiden Brüder*, erinnert sich Karl Rottenschlager. Das Jahr 1944 brachte für Anna Rottenschlager einen weiteren schweren Schicksalsschlag. Ende Juli wurde ihr Mann in der Nähe von Brest-Litowsk schwer verwundet. Das Geschoß eines Scharfschützen der Roten Armee traf ihn am rechten Bein oberhalb des Knies. Mit einem zertrümmerten Oberschenkel lag er stundenlang auf dem Boden, ehe ihn mutige Kameraden mit viel Glück bergen konnten. Die Verletzung war so schlimm, dass die Ärzte im Lazarett in Karlsbad das Bein anfangs amputieren wollten. Die Amputation blieb Karl Rottenschlager erspart. Aber als er nach mehreren Monaten aus dem Lazarett entlassen wurde, war er ein schwer Kriegsversehrter.

Die Herrschaft des Nationalsozialismus ging in Steyr und im benachbarten Behamberg Anfang Mai 1945 in einer Phase des völligen Durcheinanders zu Ende. Steyr wurde von den aus dem Westen vorstoßenden amerikanischen Truppen befreit. Die ersten US-Einheiten erreichten die Stadt am 4. Mai. Am nächsten Tag hatten sie die Stadt bereits unter Kontrolle. Sie überquerten die Enns und stießen weiter nach Osten Richtung Behamberg vor. „An diesem Tag hörte ich beim Mittagessen ein Motorengeräusch, das ganz anders klang als das, was ich kannte“, erzählt Alois Kutsam. „Ich ging hinaus und sah einen amerikanischen Jeep vor dem Gasthaus stehen.“ Behamberg blieb aber nicht unter der Kontrolle der Amerikaner. Denn die Besatzungsmächte hatten vereinbart, dass ganz Niederösterreich sowjetische Besatzungszone sein sollte. Die Soldaten der Roten Armee „kamen aber nicht als Befreier, sondern als Plünderer. Sie vergewaltigten Frauen und Mädchen. In jedem Haus wurden Pferde und Schweine aus dem Stall gerissen. Lebensmittel wurden weggenommen, niemand war sicher“, schreibt Johann Mayer in seinen unveröffentlichten Erinnerungen. Mayer war damals in Behamberg ein wichtiger Mann. Der Landwirt konnte Russisch; die Sprache hatte er im Ersten Weltkrieg in russischer Kriegsgefangenschaft erlernt. Wegen seiner Sprachkenntnisse machte man ihn bald nach dem Einmarsch der Roten Armee in Behamberg zum Bürgermeister. Er wurde immer dann zu Hilfe gerufen, wenn es von den Besatzungstruppen Übergriffe gegeben hatte. Besonders gefürchtet waren die Situationen, wenn die Soldaten betrunken waren. Immer wieder bedrohten sie dann Bauern mit der Waffe und forderten Schnaps. Dann packten Frauen und Mädchen abends ihre Bettdecken und flüchteten sich in den Wald am Ortsrand oder sie suchten Schutz in den Sträucherreihen, die sich durch die Wiesen zogen.

Die Situation verbesserte sich ab dem Spätsommer, als die Kampftruppen den Ort verließen. Die Vergewaltigungen gingen zurück und die Sowjets zogen sich aus dem östlich der Enns gelegenen Teil von Steyr zurück. Die Grenze bildeten nun die Enns und der Ramingbach. Diese Grenze wurde streng überwacht. Überqueren konnte man sie nur, wenn man im Besitz eines viersprachigen Ausweises war.

Das erste Nachkriegsjahr blieb schwierig für die Behamberger. In dieser Zeit des Durcheinanders und der Not, in der die Besatzungszonen voneinander abgeschlossen waren, waren die Gemeinden weitgehend auf sich selbst angewiesen. In diesem Überlebenskampf hatte man im bäuerlich geprägten Behamberg bessere Voraussetzungen als in einer Stadt. Hier gab es wenigstens ausreichend zu essen. Hier hatten – anders als im östlichen Niederösterreich – zu Kriegsende auch keine Kämpfe stattgefunden. Keine Panzer hatten die aufgehende Saat auf den Feldern niedergewalzt. Die erste Ernte, die im Frieden eingebracht wurde, bewahrte die Menschen vor dem Hunger.

Als Karl Rottenschlager seine Entlassungspapiere erhielt, war ihm klar: Er würde nie als Bauer arbeiten können. Die Zugehörigkeit zur Bauernfamilie seiner Frau bewahrte ihn vor dem Hunger. Und die beim österreichischen Bundesheer absolvierte Ausbildung hatte ihm Grundlagen für eine Beschäftigung im wiedererstandenen Österreich vermittelt. Hinter all dem Schrecklichen der Vergangenheit taten sich Möglichkeiten einer Zukunft auf.

Das Paradies auf dem Bauernhof

Die Luft war schneidend kalt an diesem Vormittag im Dezember des Jahres 1946. Der Wind pfiß heftig von Westen und wehte immer wieder Schnee auf den schmalen Pfad zwischen den Wächten, wo sich eine kleine Menschengruppe mühsam vorankämpfte. Ganz am Schluss ging eine Frau mit einer großen Tasche. Darin lag ein von einer dicken Decke umwickeltes Bündel. Aus einem Ende des Bündels schaute der Kopf eines kleinen Kindes, eingehüllt in eine Wollhaube, hervor. Der zehn Tage alte Bub war das Kind von Karl und Anna Rottenschlager. Er war am 2. Dezember 1946 im Krankenhaus von Steyr auf die Welt gekommen. Die kleine Schar war unterwegs in die Kirche von Behamberg, wo der neue Erdenbürger getauft werden sollte.

In der Kirche ging alles flotter als sonst vor sich. Der Pfarrer nahm das Bündel in Empfang, sprach die Taufgebete und goss dann ein paar Wassertropfen über das schlafende Kind. Der Kältereiz weckte den Säugling, der jetzt zu quengeln begann. Die Frau des Taufpaten – sie hatte sich mit der Tasche durch den Schnee gekämpft – sprach beruhigend auf das Kind ein, bis es wieder einschlief. Der Pate war ein Verwandter der Mutter, ein Onkel, der in den Steyr-Werken Arbeit gefunden hatte. Dass der Bub wie der Vater Karl heißen sollte, war von Anfang an klar gewesen. Nach einer Viertelstunde war alles erledigt. Auf die übliche Taufpredigt hatte der Pfarrer dieses Mal verzichtet.

Die Taufgesellschaft marschierte unverzüglich wieder durch die Kälte zurück. Daheim wurden sie mit Sorge von der Mutter erwartet. Sie war wie damals üblich bei der Taufe nicht anwesend. Als sie das vor Kälte ganz blass gewordene Kind in Empfang nahm, erschrak sie heftig: „Im ersten Augenblick habe ich geglaubt, er ist erfroren.“

Der schlimme Winter 1946/47 blieb den Menschen im zerstörten Nachkriegseuropa noch lange in Erinnerung. Auch in Mitteleuropa fiel das Thermometer auf minus 25 Grad. In Deutschland gab es 40 Tage lang Dauerfrost. In manchen Regionen Österreichs lagen die Temperaturen zwei Monate unter dem Gefrierpunkt. Fehlendes Heizmaterial machte es für die schlecht ernährten Menschen in den österreichischen Städten noch schwerer, die Kälte zu ertragen. Verantwortlich für diesen Mangel war die Teilung des Landes. Die Grenzen zwischen den Besatzungszonen erschwerten die Warentransporte von einer Zone in die andere enorm, wenn sie nicht überhaupt unmöglich wurden. Alois Kutsam erinnert sich, wie kompliziert es in den Nachkriegsjahren war, eine Wagenladung Kohle aus dem amerikanisch besetzten Steyr in das in der sowjetischen Zone gelegene Behamberg zu transportieren.

Wer in diesem extrem harten Winter ein Dach über dem Kopf, dazu noch etwas zu heizen und ausreichend zu essen hatte, konnte den Herausforderungen mit mehr Zuversicht begegnen. Karl Rottenschlager und seine Familie hatten Glück und fanden eine Unterkunft in einem Nebengebäude des Mayerhofergutes. Die Wohnung lag in einem Nebentrakt des großen Vierkanter – im ersten Stock über dem Wagenschuppen. In dieser Zweizimmerwohnung mit dem Plumpsklo vor der Tür, wo die Mäuse abends im Getreidekasten rumorten, verbrachte Karl Rottenschlager die ersten fünf Jahre seines Lebens.

Die Familie brauchte nicht zu hungern. Anna Rottenschlager arbeitete wie eine Dienstbotin auf dem elterlichen Hof mit. Auf dem Hof wurde nach dem Tod der beiden Söhne ohnehin jede Hand gebraucht. Denn der dritte Bruder von Anna Rottenschlager war noch in russischer Kriegsgefangenschaft. *Meine Eltern haben auf dem Bauernhof mitgeholfen, damit wir materiell über die Runden kommen. Ich kann mich nicht erinnern, dass wir ir-*

gendwann einmal in unserer Wohnung gegessen hätten. Gegessen wurde immer in der Küche des Hofes. Weil viele Männer noch in Kriegsgefangenschaft waren, übernahmen in der unmittelbaren Nachkriegszeit oft Frauen deren Funktion. Auch auf dem Mayerhofergut war das der Fall. Ich bin gewissermaßen in einem Matriarchat aufgewachsen. Auf dem Bauernhof arbeiteten neben meiner Mutter und den Großeltern noch zwei Knechte und eine Magd. Es waren immer viele Menschen um mich. Für mich waren sie alle Teil meiner Familie.

Das pulsierende Zentrum dieser großen Familie waren die Küche und die angeschlossene Stube. Bei den Mahlzeiten saßen alle rund um den Küchentisch. Ständig anwesender Mittelpunkt in dieser Küche war Rottenschlagers Großmutter Anna Burgholzer. Sie kochte jeden Tag für die große Schar und kümmerte sich auch um die Wäsche.

Anna Burgholzer wurde zu einer prägenden Gestalt im Leben von Karl Rottenschlager. Diese lebenserfahrene Frau verkörperte die Abgeklärtheit und Weisheit des Alters. *Sie war nie laut. Und ich habe auch nie ein böses Wort von ihr gehört.* Ein Vorbild wurde sie für den Enkel aber auch durch ihre Hilfsbereitschaft. *In der Notzeit nach dem Krieg kamen nicht selten Bettler aus Steyr auf den Hof. Die Großmutter hat ihnen immer etwas gegeben. Sie hatte eine offene Hand und ein offenes Herz. Wenn jemand in ihre Küche kam, dann hat sie ihn aufgefordert, Platz zu nehmen. Die Aufforderung ‚Ruckt’s zuwa‘ habe ich oft von ihr gehört. Sie hat das auch zu den Bettlern gesagt. Sie war für mich das erste Vorbild für gelebte Gastfreundschaft.* Anna Burgholzer hatte aber auch noch andere Fähigkeiten. Sie war eine gute Organisatorin mit einem Blick für das Wesentliche, die nie die Übersicht verlor. *Trotz der scheinbaren Dominanz meines Großvaters war sie die Kraft, die hinter den Kulissen alles zusammenhielt.*

Mit dem Großvater Jakob Burgholzer unternahm der Enkel seine ersten Schritte durch den Hof. Auf dem großen Hof gab es jeden Tag etwas Neues zu entdecken: Da waren die Ställe für die Schweine und die Hühner. Da war der große Rinderstall, wo er miterleben konnte, wie das duftende Heu durch eine Luke vom Heuboden in den Futtertrog der Kühe hinuntergeworfen wurde. Er stieg mit dem Knecht hinunter in den modrig riechenden Kartoffelkeller und sah, wie die Kartoffeln dann in einem großen Ofen gekocht und zerquetscht wurden, ehe man damit die Schweine fütterte.

Karl Rottenschlagers Vater war tagsüber nicht anwesend auf dem Hof. Er hatte im Frühjahr 1946 eine Anstellung als Gemeindesekretär gefunden. Die Gemeinde suchte nach den Jahren des Durcheinanders und der mehrfachen Loyalitätswechsel nach einer kompetenten, integren Person und entschied sich wohl auch deshalb für Rottenschlager, weil der neue Sekretär Fertigkeiten in Maschineschreiben und Kurzschrift vorweisen konnte.

Obwohl die Familie in einer bescheidenen Unterkunft wohnte und mit dem kleinen Gehalt eines Gemeindesekretärs keine großen Sprünge machen konnte, erlebte Rottenschlager die Lebensumstände der Kindheit keineswegs als trostlos. Im Gegenteil. Die Eltern hatten es geschafft, trotzdem ein Nest zu schaffen, in dem das Gefühl von Geborgenheit dominierte. Diese Zufriedenheit wurde auch nicht erschüttert, als die Währungsreform im Jahr 1947 die Ersparnisse der Eltern wertlos werden ließ. Sie hatten vorgehabt, mit dem in den dreißiger Jahren ersparten Geld nach der Heirat einen kleinen Bauernhof zu kaufen. Die Kriegsverletzung des Vaters hatte diesen Plan zunichte gemacht. Mit der Geldentwertung war auch die materielle Basis

dieses Lebenstraums dahingeschmolzen. *Die Ersparnisse reichten nur mehr zum Kauf einer Singer Nähmaschine. Diese Nähmaschine war für meine Mutter mehr als ein Gerät. Für sie war es ein Möbelstück und das Symbol für etwas Tragisches: für die ganzen Katastrophen des Krieges und auch für das ökonomische Desaster.* Trotz der Katastrophen hätten es die Eltern aber geschafft, ihren Kindern „einen großen Schatz an Vertrauen und Zuversicht zu schenken, ohne dass uns das groß aufgefallen wäre“, bestätigt Rottenschlagers Schwester Gertrude: „Unsere Eltern waren Säulen.“ Es sei beispielhaft gewesen, wie sie zuwege brachten, ihren Kindern trotz der schlimmen Erfahrungen, der erlebten Gewalt des Krieges und der völligen Auflösung der eigenen Lebenspläne Geborgenheit und Liebe zu vermitteln. Das sei gelungen, weil sie „immer zusammengehalten haben. Sie waren sich darin einig, dass sie für uns da sind. Dafür haben sie gelebt. Es gab nichts anderes. Sie sind nicht ausgegangen. Wir sind nie weggefahren. Das hat uns aber nichts ausgemacht. Entscheidend war die Herzenswärme, die du verspürt hast.“

Eine Rolle mag dabei vielleicht auch gespielt haben, dass die Eltern nach dem Krieg keine weltanschaulichen Kehrtwendungen vornehmen mussten. Beide Eltern hatten nicht mit dem Nationalsozialismus sympathisiert. *Zuerst war mein Vater beeindruckt von der Beseitigung der Arbeitslosigkeit und dem Autobahnbau. Dass er dann mit seinen Kameraden vom Bundesheer auf Hitler persönlich vereidigt wurde, hat ihn schnell ernüchtert.* In der Familie der Mutter war die Resistenz gegenüber den Verheißungen des Nationalsozialismus markanter ausgeprägt. Hier waren es vor allem die antikirchlichen Maßnahmen, die zu Widerspruch und dann auch zur Missachtung von Verboten führten. *In der Familie meiner Mutter wurde der englische Sender gehört. Sie waren nicht die einzigen im Ort. Man hat mei-*

nem Großvater deswegen mit einer Anzeige gedroht und von ihm verlangt, dass jemand aus der Familie Burgholzer der NSDAP beitrifft und für das Winterhilfswerk sammeln geht. Um ihren Vater zu schützen, hat sich meine Mutter dafür geopfert und sich ihr ganzes Leben lang dafür geschämt. Weil sie weniger von der Vergangenheit beiseiteschieben mussten, hatten die Eltern von Karl Rottenschlager offenbar auch zum Wiederaufbau mehr Distanz. Sie standen dem langsam einsetzenden Aufschwung positiv gegenüber, stürzten sich aber nicht hektisch in Wiederaufbauaktivitäten wie andere, die darin eine Möglichkeit sahen, das Erlebte zu verdrängen. So konnten Karl Rottenschlagers Eltern das, was ihnen geblieben war – ihre Liebe zueinander und ihre Kinder –, trotz aller materiellen Einschränkungen schätzen. Ihre Aufgabe sahen sie nun darin, ihre Kinder vor den Nachwirkungen des Schlimmen zu bewahren, das ihnen selbst widerfahren war. Ich hatte den Eindruck, dass über all das Leid, das meine Eltern und meine Großmutter erlebt hatten, ein unsichtbarer Schirm gespannt war. Auf uns Kinder hatte das den Effekt, dass wir nicht mit der ganzen Wucht dieses erlebten Elends konfrontiert waren.

Im Jahr 1948 gab es auf dem Bauernhof einige wesentliche Veränderungen. In der Familie Rottenschlager kam ein zweites Kind auf die Welt – die Schwester Gertrude.

Der Hofübernehmer Karl Burgholzer war nach zweieinhalbjähriger Kriegsgefangenschaft nach Hause zurückgekehrt und heiratete in diesem Jahr. Im Jahr darauf starb der Großvater Jakob Burgholzer. Für den Neffen wurde der Onkel Karl Burgholzer zu einer wichtigen Orientierungsperson. Ihn bei der Arbeit zu beobachten, wurde zur neuen Lieblingsbeschäftigung. *Der Onkel war ein rastlos tätiger Mann: Heute würden wir ihn*

wohl als Workaholic bezeichnen. Ich bin nicht selten mit ihm mitgefahren nach Steyr auf den Markt, wo er Most verkauft hat. Es war spannend zu erleben, wie die Kontrollen an der Zonengrenze abliefen. Manchmal habe ich da auch gesehen, wie er durch Bestechung einen Kontrollposten günstig stimmte. An Karl Burgholzer lernte Rottenschlager aber auch die problematischen Seiten von Männlichkeit kennen: Mein Onkel hat – wohl aufgrund seiner Erfahrungen im Krieg – manchmal Schreianfälle bekommen. Dazu kam es meistens dann, wenn bei der Arbeit etwas nicht funktionierte. Da ist der Hammer schnell durch die Gegend geflogen. Das war das Signal für uns – jetzt hieß es in Deckung zu gehen. Dann folgte eine Schimpfkanonade. Ziemlich schnell hatte der Bub begriffen, dass das Gewitter in der Regel nach wenigen Minuten wieder vorbei war. Außerdem konnte er darauf vertrauen, dass die Frauen – Großmutter, Tante und Mutter – die Ausbrüche moderieren konnten. So bekam er einen realistischeren Blick auf die destruktiven Energien von Menschen. In ihnen existierte Sprengstoff, der manchmal zur Entladung gelangte. Allerdings bewirkten diese Entladungen nichts Zerstörerisches und sie konnten beim Neffen auch keinen dauerhaften Schaden anrichten.

Auch als Erwachsener, der es als Sozialarbeiter oder Wohnheimleiter nicht selten mit aggressiven Menschen in Extremsituationen zu tun hatte, ließ sich Rottenschlager von den Ausbrüchen weder beeindrucken noch einschüchtern. Denn er hatte schon als Kind die Erfahrung gemacht, dass hinter solchen Ausbrüchen ein notleidender Mensch stand, dessen Ärger und Wut man am besten mit Vernunft und Realismus begegnete.

Ein wissbegieriger Bub

Im Jahr 1950 wurde in Behamberg ein neues Gemeindehaus fertiggestellt. Es stand im Ortskern, gegenüber der Kirche, und war vom Mayerhofergut etwa einen Kilometer entfernt. Im Parterre des neuen Gebäudes war das Gemeindeamt untergebracht. Gegenüber hatte das Postamt seinen Sitz. Im Gemeindeamt liefen die Fäden des Ortsgeschehens zusammen. Bürgermeister Mayer hatte als Landwirt für die Erledigung der Gemeindeangelegenheiten nicht viel Zeit. Daher war Gemeindesekretär Rottenschlager für die Bürger meist die Ansprechperson, an die sie sich mit ihren Anliegen wandten. Sie erlebten ihn als einen kompetenten Mann, der seine Aufgabe sehr gewissenhaft erfüllte. Ihn brachte auch nichts so schnell aus der Ruhe. Mit seiner Schlagfertigkeit und seinem Humor konnte er heikle Situationen schnell entschärfen. „Irgendwann hatten alle in der Gemeinde mit ihm zu tun. Die Behamberger haben es geschätzt, dass er sich gut auskannte hat. Man hat gewusst, wie man bei ihm dran war. Er wurde respektiert als äußerst korrekter Mann“, erzählt der pensionierte Soziologe Helmut Hochwallner, der im Jahr 1953 in Behamberg auf die Welt kam und hier seine Kindheit und Jugend verbrachte.

Der Gemeindesekretär wohnte auch im Gemeindehaus. Er war bald nach der Geburt des Sohnes Alois mit seiner Familie in eine Wohnung im ersten Stock des Hauses übersiedelt. Die Wohnung war klein, bestand nur aus einer Küche und zwei Zimmern. Die Familie musste bescheiden leben. „Wir hatten nur eine Wohnküche. Die Mutter hat darin gekocht. Wir haben uns daneben im Waschbecken gewaschen“, erzählt Gertrude Rottenschlager-Auer.

In der Wohnung der Familie kamen nicht selten russische Besatzungssoldaten vorbei. Das Telefon der Gemeinde stand

nämlich nicht im Sekretariat, sondern in der Wohnung des Gemeindesekretärs. Wenn es einen Zwischenfall mit den Besatzungssoldaten gab, weil Lebensmittel requiriert oder Holz bei einem Bauern entwendet wurde, dann wandten sich die Geschädigten immer an den Bürgermeister. Der sollte die Angelegenheit bereinigen. *Sie riefen aber nicht beim Bürgermeister zuhause an, sondern auf der Gemeinde – also bei uns daheim. Dann sind wieder zwei Besatzungssoldaten vor der Tür gestanden. Meine Mutter ist dann jedes Mal sehr erschrocken und hat sich gefürchtet.* Die kinderliebenden russischen Soldaten brachten auch immer wieder Süßigkeiten vorbei. Besonders ins Herz geschlossen hatten sie den kleinen Bruder Alois. *Sie hatten meist einen großen Wolfshund dabei. Dann haben sie einmal zu meiner Mutter gesagt, dass sie Alois mitnehmen werden, wenn die Besatzungstruppen abgezogen werden. Im Gegenzug würden sie ihr den Hund hier lassen. Das war natürlich im Spaß gesagt. Aber meine Mutter ist erstarrt, als sie das gehört hat. Denn es hat damals jeder gewusst, dass immer wieder Menschen aus Österreich in die Sowjetunion verschleppt wurden und jahrelang nicht mehr aufgetaucht sind.* In der Wohnung der Familie kamen aber auch andere Menschen oft und gern vorbei. Sie mochten die gastfreundliche Hausfrau, die den Besuchern immer ein Stück Mehlspeise auftrug und sich dann angeregt mit ihnen unterhielt. Der Briefträger erhielt immer ein Stamplerl Schnaps oder ein Stück Kuchen. „Und wenn er ablehnte, weil er keinen Hunger hatte, hat ihm die Mutter einen Apfel zugesteckt“, erzählt ihre Tochter. Ihre Mutter hatte auch für die Sorgen ihrer Besucher immer ein offenes Ohr. Und wenn sie sich die Nöte angehört hatte, dann hatte sie auch die richtigen Worte parat, um zu trösten und wieder Mut zu machen. In ihr lebte die Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft ihrer Mutter weiter.

In den Sommermonaten des Jahres 1952 war der angehende Volksschüler Karl Rottenschlager noch mit einer Schar von Dorfkindern durch die Wiesen und Waldflecken am Dorfrand gestreift. Obwohl es ihnen von den Eltern strikt verboten worden war, hatten sie sich mit Vorliebe bei einem der vielen Bombenrichter, die es damals noch gab, herumgetrieben. Kinder hatten damals noch viele Freiheiten und konnten diese weitgehend unbeaufsichtigt genießen. Die Mütter hatten dafür keine Zeit, und die Väter waren mit Arbeit eingedeckt.

Mit dieser Freiheit war es zu Ende, als im Herbst der Unterricht in der Volksschule begann. Am ersten Schultag wollte der Bub nicht einmal die elterliche Wohnung verlassen.

Die Angst vor dem Eintritt in diese neue Welt hatte Gründe. Bis jetzt hatte sich der klein gewachsene Karl unter den Dorfjungen vor allem mit seinem Mut und seiner Durchsetzungskraft beim Raufen Respekt verschafft. Das werde in der Schule nicht mehr so weitergehen, hatten ihm die Kameraden in den Monaten vor Schulbeginn angekündigt. Vollends in Angst und Schrecken versetzt hatte ihn unmittelbar vor Schulbeginn der Bäckermeister. Er kündigte ihm nämlich an, dass der Schuldirektor am ersten Schultag alle Buben gleich nach dem Betreten des Schulhauses „einmal ordentlich abwatschen“ werde. *Ich hatte in der darauffolgenden Nacht einen schlimmen Traum und habe mich zu den Eltern geflüchtet.* Auch wenn sich diese Drohungen nicht bewahrheiteten – die Schule war damals für Kinder mit Angst verbunden. Sieben Jahre Dienst in der NS-Diktatur seien an den Lehrern nicht folgenlos vorbeigegangen, sagte Gertrude Rottenschlager-Auer, die selbst später Lehrerin wurde: „Der Unterricht war extrem autoritär. Wir sind mit Angst erzogen worden. Es gab keine Erklärungen, wenn wir etwas falsch gemacht haben. Wenn du einen Fehler beim Abschreiben von der Tafel gemacht

hast, dann hat dich der Lehrer am Ohr gepackt und dich so lange in die Höhe gezogen, bis du den Fehler ‚gewusst‘ hast.“

Die Angst vor der Schule war im Fall ihres Bruders unbegründet. Er wurde im ersten Jahr von Juliane Sumesgutner unterrichtet. Sie war eine Lehrerin aus Berufung, die sich an die unmenschliche Pädagogik der untergegangenen Diktatur nicht angepasst hatte.

Die Lehrerin brauchte nicht lange, um zu erfassen, dass sie es bei Karl Rottenschlager mit einem sehr wachen Schüler zu tun hatte, der schnell begriff und sich einmal Gesagtes sofort merkte.

Auf ihn aufmerksam wurde bald auch der Pfarrer des Ortes, der den Volksschulkindern Religionsunterricht erteilte. Pfarrer Johann Fellhofer hielt immer Ausschau nach wohlerzogenen Buben mit einem guten Gedächtnis, um sie als Ministranten in den Kirchendienst einzubinden. Ein Schüler wie Karl, der so leicht lernte und außerdem gleich neben der Kirche wohnte, war ein Idealkandidat und daher bald als Messdiener vor dem Altar im Einsatz. Die neue Aufgabe gefiel ihm sehr gut: *Als Ministrant konntest du die Wendepunkte des Lebens – Taufe, Trauung, Firmung, Krankensalbung, Begräbnis – nicht nur aus der Nähe mitverfolgen, du durftest dem Priester auch assistieren.*

Sehr gut in Erinnerung hat er auch das Mitwirken bei den „Versehgängen“. Damals wurde schwerkranken Menschen oder Sterbenden die Kommunion vom Priester ins Haus gebracht. Sie wurden mit der Krankensalbung oder den Sterbesakramenten „versehen“. Der Priester kam – in Begleitung eines Ministranten – ins Haus der Betroffenen. *Ich bin als Zehnjähriger schon öfter bei den Versehgängen dabei gewesen. Das war immer ein berührendes Erlebnis. Du wurdest zu Menschen gerufen, die schwer krank waren oder im Sterben lagen. Kinder wurden ja sonst von solchen Situationen ferngehalten. Aber als Ministrant hast du das*

aus der Nähe mitbekommen. Du erlebst, wie der Pfarrer am Bett betet. Wie die Gebete etwas Bergendes und Beschützendes haben. Als Bub gehst du da auch gestärkt weg. Zudem hast du erlebt, dass du bei etwas Wichtigem dabei warst.

Ein sehr bewusst erlebtes Ereignis war für ihn die Unterzeichnung des Staatsvertrages. Seine Familie war an diesem 15. Mai 1955 in der Küche rund um das Radiogerät versammelt. Es herrschte Stillschweigen im Raum, als der Reporter schilderte, wie die vier Außenminister der Alliierten auf den Balkon des Schlosses traten und Leopold Figl der jubelnden Menge den signierten Vertrag präsentierte. *Mein Vater hat nur einen Satz dazu gesagt: „Jetzt wird nie mehr Krieg sein.“ Erst jetzt ist für ihn eine mehrere Jahrzehnte lang dauernde Epoche, die von Zerwürfnissen, Bürgerkrieg und Weltkrieg geprägt war, zu Ende gegangen.*

Im Herbst begann Karl sein viertes Schuljahr in der Volksschule Behamberg. Der wissbegierige Bub wollte danach unbedingt in eine weiterführende höhere Schule. Für diese Ambition gab es ein konkretes Vorbild in der Nachbarschaft – den ein paar Jahre älteren Hans Pötsch. Der Sohn einer aus dem Sudetenland zugewanderten Schneiderfamilie war auch Ministrant. „Karl hat ihm nachgeeifert“, sagt Rottenschlagers Schwester. „Der Hans war damals schon im Stiftsgymnasium Seitenstetten. Da ist bei meinem Bruder auch der Wunsch erwacht, in ein Gymnasium zu kommen.“

Gymnasien gab es damals aber nur wenige in Niederösterreich – fast alle in einer weit entfernten Stadt. Außerdem mussten die Eltern dort Schulgeld für die Sprösslinge entrichten. Für den Sohn eines Gemeindesekretärs in einem abgelegenen Dorf und einem bescheidenen Einkommen war das ein Ding der Unmöglichkeit. Einen Ausweg boten die beiden Knabenseminare in Seitenstetten und Melk. Diese von der Diözese St. Pölten be-

triebenen Schülerheime für angehende Priester waren an eine Klosterschule angeschlossen. Sie ermöglichten auch Kindern einfacher Leute den Besuch eines Gymnasiums.

Diese Klosterschulen warben in den Volksschulen um Schüler. Die Namen von möglichen Kandidaten erhielten sie von Pfarrern und Volksschuldirektoren. *So wird es wohl auch bei mir gewesen sein.* Als Pfarrer Fellhofer und Schuldirektor Theodor Heindl eine Empfehlung für den Übertritt ins Stiftsgymnasium Seitenstetten abgaben, hatte das für die Eltern Gewicht. *Ich habe gewusst, dass das eine gute Schule ist. Daher war ich interessiert und offen, als ich gefragt wurde, ob ich nicht auch dort hingehen wolle.*

Bald darauf meldeten die Eltern ihren Ältesten in Seitenstetten an. „Dann war für uns klar: Der Karl kommt nach Seitenstetten und wird Pfarrer“, erinnert sich sein Bruder Alois. Nicht alle im Ort seien über diese Entscheidung begeistert gewesen: „Ich habe das auch dem Fleischhauer erzählt. Der war bestürzt und hat gehofft, dass er es sich noch anders überlegt. Das hielt ich für ausgeschlossen.“

Als ich in den Hof hineinschaute, sah ich meterhohe Brennesseln ...

In einem desolaten Haus im Industrieviertel gründet der Sozialarbeiter Karl Rottenschlager in den 1980er-Jahren eine familienähnliche Gemeinschaft, in der er gemeinsam mit haftentlassenen Männern lebt und arbeitet. Aus dieser „Lebensschule“ für Ausgegrenzte erwächst ein Zentrum der Nächstenliebe: die St. Pöltner Emmausgemeinschaft mit Sozialmärkten, Notschlafstellen, einer Gärtnerei für Menschen mit psychischen Erkrankungen, Arbeitsplätzen für benachteiligte Menschen ... Rottenschlagers Projekt wird weit über die Region hinaus bekannt und dient als Vorbild.

Eine Biographie über einen außergewöhnlichen Menschen, der aus einer tiefen christlichen Spiritualität schöpfend, erklärt: „Es gibt keine hoffnungslosen Fälle.“

„Ein überzeugendes Leben zieht an. Eine inspirierende Liebe breitet sich aus.“

Prälat Maximilian Fürnsinn, Stift Herzogenburg

ISBN 978-3-7022-4214-5



www.tyrolia-verlag.at